

„... und dann lasst uns reden!“ (Hiob 18,2)

Dr. Friederike Krippner, Direktorin der Evangelischen Akademie zu Berlin

Predigt bei dem Gottesdienst zur Einführung der Akademiedirektorin Dr. Friederike Krippner

27. September 2020

Ev. Bildungsstätte auf Schwanenwerder

„... und dann lasst uns reden!“. Das Hiob-Zitat auf den Einladungskarten, die Sie für diesen Gottesdienst erhalten haben, konnte ich aussuchen, und natürlich ist es programmatisch zu verstehen: „Reden wollen“, darum dreht es sich schließlich in Evangelischen Akademien und darum dreht es sich selbstverständlich auch in der Evangelischen Akademie zu Berlin. Das Hiob-Zitat ist aber zugleich – und dieses Schicksal teilt es mit den meisten Zitaten – in seiner Programmatik auch problematisch, weil es vollkommen dekontextualisiert auf dieser Einladungskarte steht und weil sein Kontext die Frage, was eigentlich miteinander reden heißt, weitaus komplizierter erscheinen lässt.

Was also meint „lasst uns reden“? Das Zitat findet sich relativ mittig im Hiob-Buch, jenem Buch, das von einem Mann „ohne Tadel und gradlinig, fromm und dem Bösen feind“ erzählt, wie es in Kapitel I, Vers 2 heißt, dem nach und nach alles genommen wird: zuerst das Vieh und die Knechte, dann die zehn leiblichen Kinder und schließlich auch seine Gesundheit. Gott lässt zu, dass Hiob all dieses Leid geschieht, und der arme Hiob leidet unendlich. In seinem Leid stehen Hiob zunächst drei Freunde bei; später kommt noch ein vierter hinzu. Einer der drei ersten Freunde heißt Bildad. Dieser Bildad sagt nun im 18. Kapitel, Vers 2 in der Übersetzung der Bibel in gerechter Sprache: „Wann endlich wollt ihr den Worten eine Grenze setzen? Nehmt Verstand an, danach wollen wir reden.“

Man merkt: Es reicht schon, den ganzen statt den halben Vers zu lesen, und schon wird die Aussage, die da gemacht wird, sehr viel komplizierter als der Halbsatz „und dann lasst uns reden“ zunächst vermuten lässt. Denn es ist eben keine schlichte Aufforderung zum gemeinsamen Reden, die da ausgesprochen wird. Wenn Bildad sagt „Wann endlich wollt ihr den Worten eine Grenze setzen!“ dann ist das – auch im hebräischen Urtext – doppeldeutig: Es kann gelesen werden als „Wann endlich gibt es ein Ende“, also: „Wann hört ihr endlich auf so zu reden“, aber es kann eben auch gelesen werden als Frage: „Bis wann wollt ihr den Worten eine Grenze setzen?“ im Sinne von: „Sprecht endlich Klartext! Traut euch zu sagen, was gesagt werden muss!“ Bildad ringt also darum, was gesagt werden kann, was gesagt werden darf und was gesagt werden muss.

Das Buch Hiob ist ein eindrückliches Buch: Es wird in aller Regel rezipiert als Buch, das am Beispiel des gottesfürchtigen Hiob, dem alles genommen wird, radikal die Frage nach der Theodizee stellt, also danach, wie ein gerecht und allmächtig gedachter Gott in dieser Welt so viel Leid zulassen kann. Es diskutiert in ebenso eindrücklichen Bildern, wie man diesem Leid begegnen kann und darin ist es auch ein Buch der frühen Seelsorge. An die Theodizee-Frage und an Hiobs Leid denkt man in aller Regel, hört man den Namen Hiob.

Radikal, so meine ich, ist das Buch aber darüber hinaus auch in seiner literarischen Formsprache. Wenn man diese literarische Formsprache nämlich ernst nimmt, dann wird deutlich, dass der **Streit** ein weiteres zentrales Thema des Buches ist.

Erlauben Sie mir also einen kleinen Ausflug, der die dramaturgische Anlage des Buches ernst nimmt. Die Dramaturgie des Buches ist von einer Klimax des Streites bestimmt: Gerahmt von einem Prolog (in dem Hiob übrigens auch schon streitet, nämlich mit seiner Frau) und einem Epilog ist das Buch geordnet durch Reden und Gegenreden. Da sind zunächst, erstens, die Auseinandersetzungen von Hiob mit seinen drei Freunden Elifas, Bildad (von dem wir eben schon hörten) und Zofar. Die drei Freunde kommen zu ihrem Freund Hiob, dem alles genommen wurde. Zuerst reden sie gar nicht, sondern sie schweigen. In Kapitel II, 3 heißt es sehr eindrücklich: „Dann setzten sie sich zu ihm auf die Erde – sieben Tage lang und sieben Nächte lang. Keiner sprach ein Wort, denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.“ Das Leid des Freundes, und sei es noch so entsetzlich, einfach mittragen – das gelingt den drei Freunden zunächst und darin zeigen sie Größe. Sie warten bis Hiob, ihr leidender Freund, zuerst spricht. – Danach aber, nach Hiobs erster Klage, gibt es kein Halten mehr. Der erste Freund, Elifas setzt an: „Darf man ein Wort an dich richten – du bist schwach –, doch Worte zurückhalten – wer kann das?“ (IV, 1) Er, Elifas, kann es definitiv nicht, jedenfalls nicht mehr. Was ihm zunächst sieben Tage und sieben Nächte gelungen ist, nun gelingt es ihm nicht mehr, er muss reden, er muss seinem Freund widersprechen. Elifas Antwort auf Hiobs Klage ist der Auftakt zu einem wahren Reigen der Rede und Gegenrede: Elifas redet, Hiob antwortet Elifas, dann redet Bildad, der zweite Freund, darauf wieder Hiob und schließlich der dritte Freund Zofar, auf den wiederum Hiob antwortet. Das Ganze wiederholt sich dann nochmal: wieder redet Elifas, dann Hiob, Bildad, dann Hiob, Zofar, dann Hiob. Und – alle guten Dinge sind drei – das wiederholt sich ein drittes Mal; auch wenn im dritten Durchgang, vermutlich aufgrund redaktioneller Überarbeitungen, Zofar fehlt. Diese (jedenfalls fast ganz) symmetrische Komposition dreimal dreifacher Rede und Gegenrede führt zu einem ganz einfachen Befund: Alle kommen zu Wort – und das ausführlich. Auch wenn es bisweilen redundant ist, auch wenn die Freunde uneins sind, sie hören einander zu, immer wieder. Nach dieser Kaskade der Rede und Gegenrede tritt dann, relativ unerwartet, ein vierter Freund auf den Plan, Elihu. Auch er spricht nun. Systematisch bezieht er sich vor allem auf Hiob, den er versucht Punkt für Punkt zu widerlegen. Man kann das in seiner Pointiertheit nochmal als eine Steigerung zu den Reden der drei ersten Freunde lesen. Und schließlich ist die Klimax dann auf der letzten Stufe angelangt: Gott antwortet auf Hiobs Klage und Hiob antwortet auf Gott und lässt sich von Gott überzeugen: „Darum verwerfe und revidiere ich meine Einstellung – auf Staub und Asche.“, sagt Hiob zu Gott (42,6). Seine Einstellung revidiert er; dass er mit den Freunden und auch mit Gott gestritten hat, wird aber, zumindest durch den Epilog, durchaus ins Recht gesetzt. Denn Gott hält fest, dass Hiob recht geredet hat. Und der letzte Satz des Buches ist dann eine Art Happy End: Hiob stirbt alt und lebenssatt.

Um die eingangs angekündigte Kontextualisierung des Zitats jetzt noch ein Stufe weiter zu drehen kann man sich auch dem altorientalischen Entstehungskontext zuwenden. Denn das Streitgespräch ist eine wichtige Gattung der altorientalischen Weisheit. Es finden sich solche Streitgespräche zum Beispiel zwischen Tieren und Gegenständen – sehr schön lesen sich auch heute noch Auseinandersetzungen zwischen Getreide und Schaf oder Hacke und Pflug um ihren Nutzen in der Welt. Und es gibt eine altorientalische Dichtung, ca. aus dem 11. Jh. v. Chr., die sogenannte Babylonische Theodizee, die ein Streitgespräch zwischen zwei Menschen um das richtige Verständnis des Leidens darstellt. Man sieht die Ähnlichkeiten: Das Hiob-Buch mit seinen von Argumenten gespickten kunstvollen Reden und Gegenreden, lässt sich einordnen in solche Kontexte weisheitlicher Unterweisung um die Grenzen des Sagbaren und Erkennbaren in der Welt.

Streit als weisheitliche Unterweisung also. Dieser über 2.000 Jahre alte Gedanke klingt gleichsam revolutionär in Zeiten, in denen gesellschaftliche Gräben eher tiefer zu werden scheinen. An Streit mangelt es uns nicht, könnte man denken. Wir streiten als Gesellschaft gerade viel, wir streiten sogar lauthals: darum, wer auf welchen Wegen aus welchen Gründen nach Europa, nach

Deutschland kommen und bleiben darf und wer nicht; darum, ob Geschlechtergerechtigkeit eigentlich schon erreicht ist, und wenn nicht, was dafür zu tun wäre; darum, wie verschiedene Religionen zusammenleben können; darum, wie die Folgen des Klimawandels zu bewerten sind, ob sie bekämpft werden sollen und wenn ja, auf welche Weise; und neuerdings streiten wir nun (und gerade hier in Berlin sehr laut) darum, wie man mit den außerordentlichen Herausforderungen einer globalen Pandemie umgehen soll.

Wir müssen um diese Dinge streiten, wenn wir als Gesellschaften zusammenleben wollen (und im Falle des Klimawandels kann man wohl sagen: wenn wir als Menschheit überleben wollen). Und wir befinden uns dabei in einem sehr schwierigen Spannungsfeld: Denn einerseits streiten wir leider zu häufig auf eine Weise, die Menschen ausgrenzt und zurücklässt. Bisweilen, so ist mein Eindruck, streiten wir so erbittert darum, wie man etwas sagen darf und wer was auf welche Weise sagen darf, dass Menschen direkt ausgeschlossen werden, die vielleicht nur ein wenig anderer Meinung sind oder die die dazugehörigen Diskurse schlicht nicht kennen oder bespielen können. Menschen, die vielleicht sogar dasselbe wollen, ringen erbittert um Begrifflichkeiten und um Deutungshoheit; beispielsweise darüber, wie man so sprechen und schreiben kann, dass Menschen jeglichen sozialen Geschlechts inkludiert werden. Das führt, so mein Eindruck, dazu, dass manche tatsächlich lieber nichts mehr sagen, dass sie sich nicht beteiligen, aus Angst, sie könnten etwas Falsches sagen. Ausdrücklich: Ich finde es wichtig, dass wir darüber reden, **wie** wir reden – was in den 1980ern vielleicht noch unbedacht gesagt wurde, ist heute nicht mehr sagbar und das ist ein großes Glück. Worte haben Macht und können mehr als nur verletzen. Worte schaffen politische und gesellschaftliche Strukturen. Daher müssen wir selbstverständlich eine Sprache finden und Strukturen schaffen, mit der und in denen Menschen nicht aufgrund ihres Geschlechtes, ihrer Sexualität oder ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe oder Religion diskriminiert werden. Aber wir müssen diese wichtigen Auseinandersetzungen auf eine Weise führen, die viele Menschen mitnimmt. Wir dürfen sie nicht elitär und wir dürfen sie nicht exkludierend führen. Wir müssen – und hier komme ich wieder zum Streitgespräch im Buch Hiob – wir müssen, wenn Sie so wollen, dem anderen einen Raum geben, in dem er oder sie eine Gegenrede formulieren kann – und vielleicht müssen wir auch einfach mal 7 Tage und 7 Nächte schweigen, um die Position Anderer überhaupt wahrnehmen zu können.

Wenn ich also einerseits dafür plädiere auf eine Weise zu streiten, die andere Menschen nicht rat- und sprachlos zurücklässt, dann bewegt sich dieser Wunsch im Jahr 2020 auf schmalen Grat: Denn – und jetzt kommt das „andererseits“ – immer wieder werden schon seit Jahren angebliche Redeverbote proklamiert, gerne von bestimmten politischen Gruppierungen. Diese Rede vom Redeverbot wird, das hat sich in den gesellschaftlichen Debatten auf eine toxische Weise etabliert, als Argument genutzt, das es dann zulässt wahlweise antiwissenschaftliche, antidemokratische oder schlicht rassistische Parolen zu schwingen. Das ist schwer erträglich und zeigt: Es gibt leider auch Grenzen dessen, wo produktiver Streit möglich ist – und auch über diese Grenzen müssen wir uns unbedingt verständigen und sie als solche klar markieren.

Also: Es ist ein schwieriges Spannungsfeld, in dem wir uns bewegen, ein Grat zwischen „nicht ausgrenzen“ und gleichzeitig „Grenzen markieren“. Und trotzdem oder gerade deswegen: Ich glaube an den Streit als eine diskursive Praxis, die Zusammenleben erst ermöglicht. Streit ist das Gegenteil von Gleichgültigkeit, Streit ist Auseinandersetzung mit dem Anderen. Hiob und seine Freunde streiten, Hiob streitet mit Gott – und solange er streitet, ist Hiob nicht allein und wird er vor allem nicht allein gelassen mit seiner Sichtweise. Streit ermöglicht die Auseinandersetzung mit dem Nächsten, sie ermöglicht zugleich das, was mir fremd und anders erscheint, überhaupt wahrzunehmen. Aber Streit, der nicht destruktiv ist, sondern die Andere wahrnimmt, der offen ist und dessen Ausgang offen ist: das ist eine Praxis, die gelernt, gelebt und ermöglicht werden

muss. Im Hiob-Buch ermöglicht die literarische Form den Streit; die in ihrer Gleichförmigkeit fast schon ermüdende Struktur von Rede und Gegenrede gibt dem Streit Raum. Eine solche literarische Form gibt es im echten Leben nicht (und als Literaturwissenschaftlerin bedaure ich das durchaus zuweilen): Aber man kann, so meine ich, **Akademien** als Orte für eine solche Form sehen, als Orte, die Räume und Strukturen bieten, um sich im Streiten zu üben. Das Format einer Tagung; geladene Gäste auf einem Podium; Multiplikator*innen an einem Tisch, die sonst eher nicht miteinander sprechen: Das sind Formen, die Streit zulassen. Und die Andacht, die unsere Angebote in aller Regel begleitet, ist eine Art Innehalten, eine Situation, in der man mal nicht spricht – vielleicht ein Schweigen von 7 Tagen und 7 Nächten im Kleinen. Die Evangelische Akademie zu Berlin versucht, so ein Ort zu sein, und sie hat nun – nicht nur angesichts der Pandemie – die Chance und die Herausforderung, Formen des Streits, des Einübens einer diskursiven Praxis noch einmal neu zu erfinden.

Um also auf die Einladungskarte zurückzukommen: Ja, lassen Sie uns reden! Lassen Sie uns reden und zwar so, wie es uns das Hiob-Buch nahelegt: Lassen Sie uns uns gegenseitig herausfordern und lassen Sie uns einander zuhören, auf eine Art, die Komplexität zulässt, Ambivalenz nicht verneint, und Gegensätze nicht sofort im Konsens aufzulösen versucht. – Kurzum: Lassen Sie uns streiten.